

Mein Ich ist ein Puzzle

Französisch ist meine Muttersprache, zu Hause bin ich im Deutschen. Von Alain Claude Sulzer

Auch wenn ich es selbst nie besonders stark empfunden habe, bin ich zur Hälfte ein Romand. Es zu sein, war in der Kindheit gelebte Wirklichkeit, wenn wir zu Hause Französisch sprachen und Geschichten hörten, die *dort* spielten, und Namen fielen, die *dort* ihre Rollen innehatten als *der* Notar oder *die* böse Schwester, der Lion d'Or oder die Nonnen, die den Kindern das Leben schwer gemacht hatten, *hier* aber nicht, hier waren diese Namen Schatten, waren diese Geschichten Märchen aus einem anderen Land, aus einer anderen Zeit, mit der wir nichts zu tun hatten.

Französisch war für meine Mutter die einzige Sprache, die ihr zur Verfügung stand, für meinen Vater vielleicht ein Antidot, sich von seiner Familie zu unterscheiden. Französisch passte irgendwie zu seinen künstlerischen Ambitionen, die von seinen Eltern nicht ernst genommen wurden.

Katholisch und französisch

Mir gab die Tatsache, fremde Wurzeln zu haben – Verästelungen, die anderswo weiterwucherten –, nicht das Gefühl des Ausserordentlichen, es war alltäglich und hatte später in der Schule den unschätzbaren Vorteil, dass ich im Französischunterricht schon alles wusste (was meiner Faulheit den Vorschub leistete, den sie gut brauchen konnte).

Ich wuchs mit dem Bewusstsein meiner anderen Herkunftshälfte wie mit dem katholischen Glauben auf, dem die mütterliche Familie anhing, er gehörte zu mir wie die Sprache, die meine Deutschschweizer Cousins und Cousinen nicht verstanden. Die kleine Menschheit, aus der mein Heimatdorf bestand, war protestantisch. Reformierte, Zwinglianer und Lutheraner (ich habe mich nie darum bemüht, die Unterschiede zu verstehen), sprachen Deutsch, Katholiken Französisch. Meine französische Persönlichkeitshälfte, die sich unüberhörbar in den Vornamen manifestierte, die mir lange eher peinlich waren, wurzelte nicht im calvinistischen Genf, sondern im katholischen Fribourg.

Ich musste etwas älter werden, um festzustellen, dass Sprache und Religion nicht immer identisch sind. Dass es auch Deutschschweizer Katholiken gab, bemerkte ich spätestens dann, als ich mich zum ersten Mal in unserer Pfarreikirche

umsah und lauter Deutschsprachige sah, unter ihnen eine Frau, die wie die Castafiore aussah und sang.

Einmal im Jahr fuhren wir mit dem Auto über den Hauenstein nach Domdidier, um die Verwandten meiner Mutter zu besuchen: ihren Vater Juste, ihre Stiefmutter Rosalie, ihre Geschwister, Cousins und Cousinen, Nichten und Neffen. Einige waren weggezogen, aber sie behielten den Kontakt zu ihrem Dorf, etliche kehrten nach der Pensionierung dorthin zurück, auch meine Eltern hatten solche Pläne, die sie leider nie verwirklichten; zumindest meine Mutter wäre dort im Alter glücklicher geworden. Vereinsamt wäre sie in ihrer alten Heimat nicht.

Mein erster Rausch

Je älter wir wurden, desto seltener fuhren wir hin, um die Lebenden zu treffen, immer öfter beschränkten sich unsere Besuche auf Beerdigungen. Familienzusammenkünfte wurden kaum je organisiert, obwohl der Lion d'Or, der einem Onkel meiner Mutter und später dessen Tochter Marie-Louise und deren Mann gehörte, für solche Gesellschaften bestens geeignet war.

Hin und wieder verbrachte ich als Kind ein paar Tage bei den Verwandten (einmal auch im Lion d'Or, wo ich mir meinen ersten Rausch antrank, was meine Mutter niemals geduldet hätte, die laszive Kneipenwirtin Marie-Lou, die mich dazu animierte, schon), aber kaum hatte ich ihnen den Rücken gekehrt, verschwanden sie aus meinem Leben, als ob ein unsichtbarer Vorhang vor ihnen zugezogen würde, hinter dem sie weiter agierten, aber meine Aufmerksamkeit vermochten sie nicht mehr zu fesseln.

Es blieben die Namen, die zu Personen gehörten, die ich kannte, und zu solchen, die ich nicht kannte, Familiennamen wie *Godet* und *Cormainboeuf*, natürlich *Chardonnens*, der Mädchenname meiner Mutter, Léon, Edith, Irène, Lili, Fifi, Pepète, Toto, Roger, Léon, Suzanne, Bernard. Manche starben, ohne dass ich ihren Tod, der mich nicht berührte, wahrgenommen hätte. Eben dachte ich, sie lebten noch, um zu erfahren, dass sie schon vor Jahren gestorben waren (Krebs, Alkohol, Altersschwäche).

Nie dachte ich daran, in der Roman- die zu leben – Paris lag näher –, auch

wenn ich wusste, dass hier die Menschen zugänglicher und offener, aufgeschlossener und lustiger, gesprächiger und unkomplizierter als in Basel oder Deutschland waren oder zumindest so wirkten. Mein Leben war auf die deutsche Sprache zugerichtet, je älter ich wurde, desto ausschliesslicher.

Les Welsches

Keiner sagte damals *romand*, auch meine Mutter bezeichnete sich als Welsche, *une welsche*. Mädchen aus Bern oder Basel absolvierten ihr *Welschlandjahr*, und manche, die sich dort verliebten, blieben für immer in der *Welschschweiz*. Sie lernten Französisch, weil sie sich anders nicht verständlich machen konnten, und passten sich an, während *les welsches*, die es nach Bern oder Basel verschlug (wie meine Mutter oder ihre Cousine Ida) sich stets weigerten, die Sprache jener zu lernen, mit denen sie wohl oder übel zusammenlebten.

Mit den jungen Mädchen aus dem Welschland, die wie meine Cousine Irène für ein Jahr nach Riehen kamen, um Deutsch zu lernen, gab man sich weltläufig und sprach Französisch, was dazu führte, dass sie nie richtig Deutsch lernten; blieben sie hier, was selten geschah, merkten sie später, dass man mit diesem Vokabular über eine oberflächliche Konversation nur selten hinaus kam, und lernten die Sprache oder eben auch nicht.

Meine Mutter in Basel und ihre Cousine in Bern lernten sie nicht. Ihnen reichte das Nötigste an Sprachkenntnissen, auch wenn es auf Kosten des gesellschaftlichen Lebens ging, das sie als Zuschauer an den Rand drängte. Sie verstanden das Nötige, aber selten das Wesentliche, vor allem aber hörten sie Zwischentöne, wo keine waren, wodurch es leicht zu Missverständnissen kommen konnte, die von der anderen Seite nicht unbedingt beabsichtigt waren, denn nicht jeder hielt die Welschen für laut und dreckig (aber manche schon, sie hielten mit ihrer Meinung nicht hinterm Berg).

Wie konnte man argumentieren und reagieren, wenn man die Sprache der Menschen, mit denen man täglich zusammentraf, so unvollständig beherrschte wie meine Mutter, die siebzig Jahre lang in der deutschen Schweiz lebte, aber keine Konversation führen konnte, die auch nur annähernd jener entsprach,

die sie auf Französisch geführt hätte. Im Alter wurde sie so schwerhörig, dass die Frage nach dem Verstehen keine wesentliche Rolle mehr spielte.

Mutters Rückzug

Die flächendeckende Einführung von Supermärkten kam den rudimentären Sprachkenntnissen meiner Mutter entgegen. Wo es genügte, den Einkaufswagen durch die Gänge zu stossen und ins Regal zu greifen, wenn man gefunden hatte, was man suchte, statt nach der gewünschten Ware fragen zu müssen, erübrigte sich das fremde Vokabular. Es zu beherrschen, schien nicht lebensnotwendig. Es verlor an Bedrohlichkeit. Aber das beförderte auch den Rückzug.

Während sich meine Mutter für den Rückzug entschied, der ihr nichts als Nachteile brachte, fiel mir ohne mein Zutun der Vorteil einer zweiten Sprache in den Schooss, die ich nicht mühsam erlernen musste; in Wahrheit war sie sogar meine erste, denn zunächst sah es so aus, als verstünde ich kein Deutsch. Bis zu dem Augenblick, an dem ich im Alter von drei Jahren den Mund öffnete und fehlerlose deutsche Sätze aus mir hervorsprudelten, wie man mir später erzählte, sprach ich ausschliesslich Französisch.

Jenseits des unsichtbaren Vorhangs entschwanden meine Verwandten in Domdidier, Fribourg, Lausanne und Umgebung immer weiter aus meinem Blickfeld, bis zu dem Tag, an dem meine Mutter starb und wir, auf der Suche nach Nummern und Adressen unserer Verwandten in der Romandie, ihre Telefonlisten durchsahen. Ihre jüngste Schwester und ihr Bruder waren noch am Leben, es gab Kinder und Kindeskinde und Urenkel, Cousins und Cousinen, und wir fragten uns, ob sie den Weg nach Basel – der nun nicht mehr über den Hauenstein, sondern über die Autobahn führte – zurücklegen würden, um ihren in der Deutschschweizer Verbannung verstorbenen Angehörigen das letzte Geleit zu geben.

In der Zeitkapsel

Gross und freudig war unsere Überraschung, als wir die Abdankungskapelle auf dem Gottesacker in Riehen betraten und uns dort ein gutes Dutzend Verwandte aus der Westschweiz erwartete, um jener Anne Marie die letzte Ehre zu erweisen, die vor über siebenzig Jahren Domdidier verlassen hatte und die von allen *Quiqui* genannt wurde. Es wäre ein Leichtes und ziemlich wohlfeil, einmal mehr über den sprichwörtlichen Röstigraben (le rideau de Roesti) zu lästern, der sich später beim Leichenmahl auftat, als sich *les welsches* an den einen und die Deutschschweizer an den anderen der beiden langen Tische setzten.

Mir bot es die Gelegenheit, inner-

halb einer Zeitkapsel zwischen unterschiedlichen Sprach- und Verhaltensräumen hin- und herzupendeln. Ich wechselte mehrfach den Tisch. Mich einmal im französischen, einmal im deutschen Raum bewegend, kam ich in den seltenen Genuss, meine beiden Anteile an Ort und Stelle zusammenzufügen: Die Anwesenden waren Teile eines Puzzles, das mich zusammensetzte. Zu dem, der ich irgendwann einmal geworden war.

Der Schriftsteller **Alain Claude Sulzer** lebt in Basel. 2015 ist sein Roman «Postskriptum» im Verlag Galiani erschienen. Im kommenden Herbst erscheint ein Buch mit autobiografischen Aufzeichnungen.